Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 17 (1935)

Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 9. August 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 32

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:
Die schweizerischen Jungliberalen und das Frauenstimmrecht.
Können Schweizermädchen in England Stellung finden?
Die Frau in Frankreich
Von der Weltausstellung in Brüssel.

Wochenchronik.

Inland.

Von überall her, vom Inland wie sowohl vom Ausland kamen die Meldungen, daß unsere **Bundesfeier** des Jahr mit besonderer Würde gefeiert und daß namentlich die Radioansprache Bundesrat Mingers an die Schweizer in Amerika dort nicht nur ausgezeichnet empfangen worden sei, sondern auch größte Begeisterung ausgelöst habe.

Zweifelos ist damit die Absicht, unsere **Auslandschweizer** gerade an diesem Tage mit der Heimat auf's Neue zu verknüpfen, erfüllt worden. Wie dieses Problem überhaupt an Hand zu nehmen und zu lösen sei, dazu wird die N. H. G. auf den 25. August nach Baden eine „Auslandschweizertagung" einberufen.

Zu unsern Inlandschweizern sprach Bundesrat Motta. Er benützte die Gelegenheit, sich dabei besonders an den Tessin zu wenden und die Vorgänge um die **„Abula"** scharf zu verurteilen. Die Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß es sich dabei nicht nur um bewußten Irredentismus, sondern sogar um bezahlte Spionage und Bespitzelung handelt. Der Bundesrat hat nun das Erscheinen der „Abula" wie auch einiger weiterer irredentistischer Schriften verboten.

Eine **antifascistische Flugschriftenpropaganda** italienischer Emigranten von tessinischem Boden nach Italien konnte von den Behörden noch rechtzeitig verhindert werden.

Mit Deutschland hat sich der **Pressekonflikt** weiterhin verschärft, indem nun auch die „Thurgauerzeitung" verboten und der tüchtige Auslandskorrespondent der „Basler Nachrichten" in Berlin ausgewiesen wurde.

An speziell innerpolitischen Momenten interessieren die beiden großen Tagungen der **Jungliberalen** und **Jungkonservativen** in Bern und auf dem Rütli vom letzten Sonntag. Beide setzen sich als Promotoren der Totalrevision unbedingt für diese ein, wenn auch von sehr verschiedenen Ebenen aus. Von der Tagung der Jungliberalen sei noch ihre Zustimmung zum Frauenstimmrecht erwähnt, „sofern mehr als hunderttausend Schweizerinnen dieses verlangen (welche Voraussetzung durch unsere bekannte Stimmrechtspetition in bereits mehr als erfüllt ist) und die Mehrheit der Männer und Frauen es beschließen."

Von Interesse ist ferner eine vom Bundesrat diese Woche bereinigte Verordnung über die **Einschränkung der viehwirtschaftlichen Produktion.** Bekanntlich hat trotz der gesunkenen Exportmöglichkeiten die Milch- und Fleischproduktion immer noch zugenommen, daher das fortwährende Fallen der Vieh- und Fleischpreise und namentlich die andauernde Notwendigkeit der Stützung des Milchpreises. Nun soll vor allem die Schweine- und Rindviehhaltung auf den natürlichen Futterertrag unseres Landes eingeschränkt werden.

Einiges Aufsehen erregt die bekanntgegebene Aufhebung des Strafverfahrens gegen die ehemaligen Volksbankleiter mangels genügender gerichtlicher Handhaben. Die gegen diese angestrengten Zivilprozesse dagegen bei sind Schadenersatzforderungen im Betrage von vielen Millionen nehmen ihren Fortgang.

Ausland.

Nach mühsamen Verhandlungen, die zur Hauptsache nur zwischen den drei Großmächten Italien, Frankreich und England geführt wurden — die kleineren Staaten durften lediglich als Statisten fungieren und hatten entgegenzunehmen, was die „Großen" beschlossen — hat der **Völkerbundsrat im italienisch-abessinischen Konflikt** beschlossen, daß zunächst das Schiedsgericht unter Hinzuziehung eines fünften Schiedsrichters (als welcher Politis inzwischen erwählt wurde) seine Arbeiten über den Zwischenfall von Ual-Ual weder aufnehmen soll, allerdings weiterhin ohne die Kompetenz, sich mit dessen territorialer Zugehörigkeit zu befassen, obwohl die Aufklärung gerade dieser Frage die Voraussetzung für ein gerechtes Urteil über die Zwischenfälle wäre. Sollte bis zu Anfang September das Schiedsgericht zu keiner Lösung kommen, so soll die Frage neuerdings vom Völkerbund, dann aber in ihrem ganzen Umfang, aufgegriffen werden. Eden hat in einer Radioansprache an das englische Volk bedeutsam durchblicken lassen, daß dann der Völkerbund gemäß den im Pakt vorgesehenen Verpflichtungen werde handeln müssen, d. h., daß er dann vor den ersten Kriegshandlungen nicht werde zurückschrecken dürfen.

Eine eigentliche Lösung des Konflikts bedeutet dieser Entscheid natürlich nicht. Aber wenigstens ist damit Zeit zu weitern Verhandlungen gewonnen, die die drei Großmächte unter sich auf einer **Konferenz** vom 15. August zu **Paris** zu weitern Friedensbemühungen nutzen wollen. Vielleicht bedeutet dabei die sichtliche Hinneigung Frankreichs zur englischen Ansicht, wie auch die Zunahme der drohenden Haltung der farbigen Welt ein Mittel, Italien vom äußersten zurückzuhalten. Beschwichtigend mobilisiert unterdessen Italien drei weitere Divisionen!

In **Deutschland** nimmt die Verschärfung des Kulturkampfes gegen Katholiken und Juden, wie aus neuesten Reden von Goebbels, Frank, Ley, Wagner usw. zu erschließen ist, ihren unerbittlichen Fortgang. In einer Note an die deutsche Regierung hat sich der Heilige Stuhl bitter über die Belästigungen und Verfolgungen der katholischen Kirche beklagt. Und was die Juden anbetrifft, so sollen künftig Ehen zwischen arischen und jüdischen Menschen gesetzlich untersagt werden und jeder „Volksgenosse" fortan bedingt sein, einen Juden bei Erregung öffentlichen Aergernisses (man weiß wie dehnbar ein solcher Begriff ist) festzunehmen und der Polizei zu übergeben.

Zwischen **Danzig** und **Polen** ist ein sehr ernster Zollkonflikt — dessen nähere Darlegung hier zu weit führen würde — ausgebrochen, der die bisher freundschaftlichen Beziehungen zwischen Berlin und Polen ernstlich zu trüben droht.

In **Frankreich** gaben die Spardekrete Lavals den Kommunisten willkommenen Anlaß zu großen blutigen Demonstrationen in Toulon, Brest, Havre u. z. T. auch in Paris. Der Hilfeleistungspakt zwischen Frankreich und Rußland scheint somit die Kommunisten von ihrer Wühlarbeit gegen den französischen Staat nicht im geringsten zurückzuhalten, gewiß eine starke Enttäuschung für Laval, der übrigens den Weg seiner Spardekrete nicht nur im Negativen, im Kürzen der Gehälter, sondern auch im Positiven, in der Herabsetzung der Lebenshaltungskosten konsequent weiter verfolgt.

In **England** hat das große Werk der indischen Verfassungsreform, die „India Bill" durch die Unterschrift des Königs nunmehr Gesetzeskraft erlangt.

Florence Nightingale.

Zu ihrem 25. Todestag am 13. August 1935.

Am 13. August 1910 starb Florence Nightingale. Erst die Nachricht von ihrem Tode erinnerte die Menschen wieder daran, daß die Frau, die sich ein halbes Jahrhundert früher, während des Krimkrieges, unsterblichen Ruhm erworben hatte, noch bis zu diesem Tage in London gelebt hatte. F. N., die barmherzige Schwester, die im Kriege Licht in das Dunkel der Lazarette von Skutari gebracht hatte, war schon lange vor ihrem Tode zu einer legendenhaften Gestalt geworden. Sie lebte zwar noch fünfzig Jahre nach dem Kriege, aber das Volk dachte an sie nicht wie an einen Mitmenschen, sondern verklärte ihre Gestalt wie die einer längst Dahingegangenen. Es vergaß, daß „der Engel der Lazarette" noch auf Erden weilte und beachtete das, was F. N. nach dem Kriege tat, kaum mehr, trotzdem die Leistung dieser späteren Zeit ihr großartiges und beispielloses Hilfswerk während des Krieges an Bedeutung für die Nachwelt ohne Zweifel noch überragt.

F. N. als die Verkörperung von Milde und Güte, als die Retterin der Verwundeten und die Trösterin der Sterbenden, das ist die volkstümlich gewordene Gestalt. Diesem Sinnbild der Milde und Hingabe gilt Longfellows Gedicht „The Lady with the Lamp". Es hält die Erinnerung an die sanfte Schwester fest, die mit ihrem Licht das Dunkel der Lazarette erhellt hat. Das gleiche Bild hat dem Künstler vorgeschwebt, der das Kriegerdenkmal auf dem Waterlooplatz in London geschaffen hat. Doch nicht nur im Gedicht und Erz lebt diese Lichtträgerin, sie lebt wirklich in der Erinnerung des ganzen englischen Volkes und weit über Englands Grenzen hinaus. Kinderbücher aller Sprachen erzählen, wie F. N. schon als Kind ihre Puppen pflegte, die gebrochenen Glieder ihrer Hunde kunstgerecht schiente und später als Krankenschwester im Kriegslazarett arbeitete. Immer wird sie dargestellt als Sinnbild der sanften Hingabe und Güte.

Dies überlieferte Bild von F. N. ist gewiß sehr sympathisch und sehr geeignet, volkstümlich zu werden. Aber ebenso sicher ist es falsch. In diesem Bilde, gemalt in den weichsten und zartesten Tönen, fehlen alle kräftigen Linien, fehlt alles Harte und Unliebenswürdige. Mit Zartheit und Milde allein konnten aber unmöglich die unbeschreiblichen Mängel im englischen Sanitätswesen aufgedeckt und abgestellt werden. Wäre der Blick ihrer Augen immer nur sanft und liebreich gewesen, so hätte er nicht so unerbittlich bis auf den Grund der Dinge dringen können; wären ihre Hände nicht oft hart gewesen, so hätten sie nicht die Kraft gehabt, in zähestem Kampf gegen das ganze Sanitätsdepartement wegzustoßen, was schädlich war, und mit eisernem Griff festzuhalten, was nützen konnte.

Dem überlieferten Bilde der sanften Gestalt mit dem Oellämpchen müssen neue Züge hinzugefügt werden, damit es die ganze Persönlichkeit, geprägt durch Sanftmut und Härte, wiedergibt. Lytton Strachey zerstört in seinem Buch „Eminent Victorians" (London 1918) die alte Legende von dem Engel und zeigt uns F. N. als den Menschen, der mit menschlichen Kräften Uebermenschliches geleistet hat.

*

Bis zu ihrem 24. Lebensjahr führte F. N. als Tochter vermögender und angesehener Landedelleute das Leben, das für die jungen Engländerinnen ihrer Kreise üblich war. Allerdings mit dem Unterschied, daß ihre Altersgenossinnen zufrieden waren mit dem herkömmlichen Tagewerk in Form von Geselligkeit und Reisen, mit der Aussicht auf eine gute Heirat, während F. unbefriedigt und unglücklich nach einem besseren Lebensinhalt suchte. Die 24jährige fand bei ihrem rastlosen Suchen nach diesem sinnerfüllten Leben als ihr Lebensziel die Pflege von Kranken und setzte 1844 durch, daß ihre Eltern ihr den Besuch von Krankenhäusern in England, Schottland und Irland und später auch in verschiedenen Städten des Festlandes — so in Berlin, Brüssel, Paris und Rom — gestatteten. Was es damals bedeutete, Krankenpflegerin werden zu wollen, können wir uns heute kaum mehr vorstellen. Daß wir es nicht mehr können, daß der Beruf der Krankenpflegerin so geworden ist, wie wir ihn heute kennen, das eben ist das Werk von F. N. Als sie sich entschloß, Krankenpflegerin zu werden, hieß das, sich an die Seite der ganz ungebildeten Frauen stellen, in deren Händen damals die Pflege der Kranken lag. „Es war so, als ob ich ein Küchenmädchen hätte werden sollen." Mit größter Energie überwand sie bei ihrer Familie alle Widerstände und bei sich selbst jede Anwandlung von Verzagtheit und bereitete sich nach eigenem Plan in gründlichen theoretischen und praktischen Studien auf die Krankenpflege vor.

Entscheidenden Einfluß auf ihre innere Entwicklung und ihre Entschlüsse hatte ihr Besuch in der 1856 von Fliedner in Kaiserswerth am Rhein gegründeten Diakonissenanstalt. Zum ersten Mal kam sie 1850 dorthin. In diesem Jahr noch hatte sie in ihr Tagebuch geschrieben:

„Der Gedanken und Gefühle, die ich jetzt habe, kann ich mich seit meinem sechsten Lebensjahr erinnern. Ich habe immer gefühlt, daß ein Beruf, eine notwendige Beschäftigung, etwas, das alle meine Fähigkeiten in Anspruch nahm, für mich nötig war; danach habe ich mich immer gesehnt. Der erste und letzte Gedanke war — die Krankenpflege; oder sonst Erziehungsarbeit, aber lieber Erziehung der Schlechten, als der Jungen... alles ist

Erwünschte Arbeit ist der Leiden Arzt.
Shakespeare

Demokratische Frauentagungen, 1. Sept. 1935.

Die Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" und die ihr zugehörigen Frauenvereinigungen veranstalten Samstag den 1. September in Basel, Bern, Lausanne und Zürich regionale demokratische Frauentagungen, welche die Bürger und Bürgerinnen unseres Landes auf die Wichtigkeit der kommenden Abstimmung (8. September) über die Totalrevision der Bundesverfassung hinweisen wollen.

Es soll dabei ohne Eintreten für oder gegen die Verfassungsrevision selbst für die Wahrung der demokratischen Grundsätze der Gleichberechtigung, der Volkssouveränität, der persönlichen Freiheit und der Humanität Stellung genommen werden. — Alle diese Veranstaltungen werden den Charakter einer würdigen Feier tragen. Dieselbe Resolution, dasselbe Abzeichen werden den verschiedenen Tagungen den Stempel der schweizerischen Einheit geben. — Frauen aus allen Verbänden, aus allen politischen Lagern sollen durch Teilnahme an den Tagungen und durch Kauf (und Tragen!) der Abzeichen ihre Anteilnahme an dem für alle Schweizer und Schweizerinnen so wichtigen Volksentscheid bekunden. — Alle Frauen und Männer sind zur Teilnahme an diesen Verfassungsfeiern eingeladen.

Ueber Programm und Verlauf der Tagungen wird durch die Tagespresse und durch die Publikationen der Lokalkomitees und der beteiligten Vereinigungen unterrichtet werden.

Anfragen und Korrespondenzen sind zu richten an das derzeitige Sekretariat der Arbeitsgemeinschaft F. & D. für demokrat. Frauentagungen:

Dr. A. L. Grütter, Schwarztorstraße 20, Bern.

Nachdruck verboten.

Ariel.

Von Dorette Hanhart.

(Fortsetzung)

Ariel wußte, daß Pitt verheiratet war. Er hatte öfters von seiner Frau gesprochen. Sie selbst war ja auch verheiratet, sie besaß ebenfalls Kinder und es war ihr scheinbar dennoch möglich, diesen Pitt außerordentlich angenehm zu finden, was sie für sich aber fertig brachte ohne große Mühe, mit einem sehr sauberen Unterscheidungsvermögen wie sie es nannte, traute sie niemand anderem zu, am allerwenigsten einem Mann. Diese Ariel zeigte sich sonderbar. Ihre Vorstellung von der Liebe war so anspruchsvoll, so ungeheuer groß, daß sie jede menschliche Verbindung mit herzklopfender Neugierde betrachtete. Sie vermutete dahinter ohne Ausnahme ein Mysterium, darum das ganze Leben drehte. Es schien fast, als sei sie eine besessene Liebhaberin der Liebe. Dieser Pitt konnte unmöglich eine andere Frau, zum Beispiel sie, ernstlich anziehend finden (sie wählte mit Absicht dieses unverbindliche Wort), da er doch zu Hause eine scheinbar sehr hübsche Gefährtin besaß. Solche Doppelwege waren ihm sicher nicht geläufig. Ein Mann zeigte sich anders begabt; auf Schattierungen dieser Art konnte er sich doch nicht einlassen. Er hatte weder Zeit noch Geschick dazu. Er mußte schon immer den Hebel gleich eine ganze Drehung machen lassen. Und dazu reichte das Gefühl vorläufig bei beiden nicht.

Als sie das nächste Mal zusammen tanzten, sagte Pitt: „Wenn ich einen Fehler gemacht habe, Frau Ariel, so müssen sie es mir sagen. Sie tun heute den ganzen Tag außerordentlich fremd zu mir."

Ariel, diesen eisernen Klammern widerwillig verloren hingegeben, schaute rasch in das über sie gebeugte Gesicht. Sie schwieg. Er raste mit ihr durch den Saal, bewegte sich in einem verbissen lodernden Takt. Dann begann er wieder und diesmal fühlte Ariel beinahe körperlich seinen schweren Ernst.

„Ich bin ein ganz einfacher Mann und verstehe die Zick-Zackwege vieler Menschen gar nicht. Ich lebe zu viel im Gebirge und an großen Seen, beschäftige mich mit harten Dingen. Aber das muß ich Ihnen heute sagen, Ariel, es hat mich in meinem Leben nie etwas so verwirrt wie Sie. Ich wollte, es wäre nicht so."

Ariel hoffte, daß dieser Tanz zu Ende sein möchte. Sie sehnte sich nach einer Handvoll Schnee, denn ihr schien, als stehe sie in Flammen. Aber der Tanz ging immer noch weiter und plötzlich sah sie im Spiegel an der Wand ihre beiden Gesichter. Pitts Züge zeigten einen furchtbaren Ernst, eine beinahe schmerzliche Verzogenheit. Das ihrige leuchtete aus ihrem schwarzen Kleid wie Perlmutter und an seiner beinahe unerträglich nackten Schönheit ermaß sie, daß sie durch und durch erschüttert war. Sie brachte kein Wort hervor. Als sie an den Tisch zu Georg traten, tauchte dieser auf aus seinen geschäftlichen Papieren.

„Pitt", sagte er, „sind in Ihrem Lande auch alle Teufel los, wenn sich der Chef einmal für einige Tage aus dem Staube macht?" Zu Ariel gewendet: „Ich werde wohl mal rasch hinunter fahren müssen. In zwei, drei Tagen bin ich wieder zurück. Es wäre zu schade, wenn wir dieser dummen Geschichte wegen das Zelt ganz abbrechen müßten. Auch bist du ja nicht allein."

Pitt stopfte eine Pfeife und griff nach Zeitungen. Ariel stahl sich nach einer Weile hinauf in ihr Zimmer. Sie legte sich in der Dunkelheit auf ihr Bett und plötzlich spürte sie, daß sie weinte.

Am frühen Morgen fährt Georg weg. Ariel verfolgt am Fenster stehend so lange seine Abfahrt, bis ihn eine Wegbiegung aufschluckt. Der Tag verspricht strahlend hell zu werden. Ariel fühlt das Leben in einer unfaßlichen Weite. Sie steigt über sich hinweg wie als kleines Mädchen, als sie in ihrer Kinderstube Stühle und Tische aufeinander türmte, um von der Erde wegzukommen. Sie denkt an Georg, der nun wohl in großen Schwüngen den Berg hinab sauste, voller Ungeduld, bald wieder hier oben zu sein. Sie denkt schnell und erheitert auch an die Kinder, die im Hause von Onkel Constanz und Tante Sabine ihr Unwesen treiben. Und zuletzt denkt sie an Pitt. Ach nein, an ihn hat sie wohl die ganze Zeit gedacht, aber das Ordentliche in ihr, das Gewissenhafte und Besonnene, drängte sie vorerst auf die andere Bahn, als müsse sie nochmals nach allen schauen, sich mit jedem Einzelnen abgeben. Nun, wo sie alles in Ordnung weiß, macht ihr Herz diese scharfe Wendung. Ja, liebt sie denn Pitt? Mein Gott, warum gleich immer die großen Worte? Ist es nicht vor allem schön, sich im Gefühl eines andern zu spüren, Kenntnis zu bekommen von einer blühenden Welt in sich, die man beinahe schon verödet glaubte? Pitt hatte es fertig gebracht, das leicht Zerbrechliche in ihr wegzufegen. In dieser frühen Stunde ist von ihm nichts zu sehen. Ariel steht unschlüssig unter der Türe, da sieht sie ihn den Hügel herunterfahren auf das Haus zu. Sie spürt es weich durch ihre Glieder rieseln. Als der Fahrer mit einem scharfen Schwung vor ihr anhält, sagt sie mit entblößtem Gesicht: „O Pitt, ich glaubte schon, Sie hätten mich ebenfalls verlassen."

Er schaut sie prüfend an. „Sie sehen, Ariel", sagt er langsam, „ich bin eben in diesem Augenblick heimgekommen."

Wenn Ariel später an diesen einen Tag zurück denkt, geschieht es mit großäugigem Staunen. Braucht es für Frauen ihrer Beschaffenheit nur eine Leidenschaft, um über sich hinaus zu schnellen, das Empfinden für alles andere zu verlieren? Gleichen sie denn wirklich einem Fluß, der innerhalb seiner Ufer treibend, Fruchtbarkeit spendet, diese übertretend, Zerstörung mit sich bringt? So hat sie einmal gelesen zu einer Zeit, als ihre Uhr weit über dem Wasser standen. Es mag so sein. Schon ist Ariel behext. Beinahe unbemerkt gleitet sie in den Zauberkreis hinein. Sie macht sich zum glühenden Vasallen ihres Herzens; kennt nur noch ein Gebot: die Treue für diesen unerbittlichen Herrscher. Der ganze Tag erweist sich in seinem Glanz und seiner übernatürlichen Schönheit, dem brennenden Hingleiten zur Dämmerung und endlich zur Nacht, als der purpurne Weg zu ihrem Schicksal. Kein Mensch hätte diesen Vorgang aufhalten können. Das bisherige Leben versinkt in einer namenlosen Ferne.

Tags darauf kam ein telephonischer Anruf von Georg. Er werde nicht mehr heraufkommen; der Karren scheine keineswegs im Handumdrehen wieder flott zu machen. Eine ärgerliche Geschichte. Man könne einen nicht einmal für einige Tage in Ruhe lassen. Das war Georg, Georg in Geschäften, gereizt und doch nicht ganz unzufrieden darüber. Ariel mußte lächeln. Sie kannte seine Art gut genug. Sie verstand und liebte ihn mütterlich. Vor der sofortigen Abreise bangte ihr nicht. Sie fühlte sich stark mit einemmal. Es kam ihr vor, als hätte sie zum erstenmal in ihrem Leben etwas Ganzes getan, überlegen und ungeschoben, wie ein vollwertiger Mensch. Nie hatte sie sich so schön und geweitet gefühlt. Nein, sie

versucht, Reisen ins Ausland, liebe Freunde, kurz alles. Mein Gott, was soll aus mir werden?... In meinem 31. Jahr sehe ich nichts Wünschenswertes als den Tod".

Aber sie befreite sich aus dieser Stimmung der Verzweiflung und fand ihre Aufgabe und den Weg, sie zu erfüllen.

*

Sie leitete ein Jahr lang ein Heim für kranke Lehrerinnen. Aber größere Aufgaben erwarteten sie. Im März 1854 brach der Krimkrieg aus. Schnell drangen nach England erschreckende Gerüchte über die grauenhaften Zustände auf der Krim. Bei den militärischen Vorbereitungen auf den Krieg hatte man die Organisation des Sanitätswesens vollkommen vernachlässigt, und die Versorgung der Verwundeten war absolut unzureichend. Die Presse brachte Beschreibungen der furchtbaren Qualen, die die Verwundeten durchmachten. Sie lagen ohne Pflege in schmutzigen, übelriechenden Baracken, in denen es am Notwendigsten fehlte: an Betten, Wäsche und Waschgelegenheit, an Medikamenten und Eßbestecken, mit einem Wort an allem, was zur Pflege nötig war. Da forderte am 15. Oktober 1854 Sidney Herbert, ein Freund von F. N., der an leitender Stelle im Kriegsministerium arbeitete, F. auf, sich der Verwundeten auf der Krim anzunehmen. In seinem Briefe heißt es:

„.... ich erhalte zahlreiche Angebote von Damen, die hinaus wollen, aber diese Damen wissen nicht, was ein Hospital ist, noch welche Pflichten dort zu erfüllen sind. Es gibt, soweit ich weiß, nur einen Menschen in England, der einen solchen Plan organisieren und ausführen kann, und ich bin schon verschiedene Male nahe daran gewesen, Sie zu fragen, ob Sie den Versuch machen wollen. Niemand weiß besser als Sie, wie schwer es sein wird, einen Stab von Krankenpflegerinnen zu bilden ... ich habe folgende einfache Frage an Sie: wollen Sie selbst hinaus gehen und die ganze Sache übernehmen?"

Dieser Brief kreuzte sich mit einem Schreiben von F. N., die sich am gleichen Tage von sich aus für die Lazarette zur Verfügung stellte.

Acht Tage später schiffte sie sich bereits mit 38 Pflegerinnen ein und kam am 4. November nach Skutari. Was sie dort an Elend und Unordnung vorfand, übertraf alle Beschreibungen, die zu ihr gedrungen waren. Hätte sie nur die Eigenschaften der Sanftmut und Hingabefähigkeit, mit denen die Legende sie zo verschwenderisch ausgestattet hat, besessen, nie wäre sie des Chaos Herr geworden!

Freilich war sie die Idealgestalt der barmherzigen Schwester, deren Schatten auf der Wand die Soldaten küßten, wenn sie nachts mit ihrer Lampe von Bett zu Bett ging; freilich war ihre Stimme zart und sanft. Aber wenn diese Stimmen etwas forderte, dann war sie unerbittlich. Ein Soldat beschreibt in einem Brief, wie F. N. einmal mit einigen Aerzten an seinem Bett vorbei kam und die Aerzte sagten: „Es geht nicht." Darauf F. N. mit ihrer leisen und festen Stimme: „Aber es muß gehen." Und dann ging es eben. Sie selbst war sich auch ganz klar darüber, daß ihr Erfolg auf ihrer Tatkraft und ihrer Unbeugsamkeit beruhte. In einem Brief schreibt sie (1861):

„Ich habe eine größere Verantwortung für Menschenleben gehabt als jemals vorher ein Mann oder eine Frau. Und ich führe meinen Erfolg auf dies eine zurück: niemals gewährte oder suchte ich eine Ausflucht.

Jetzt sehe ich den Unterschied zwischen mir und andern Menschen:

Wenn ein Unglück passiert, so handle ich, während sie Ausflüchte suchen."

Als sie mit ihren Helferinnen landete, mußte sie zunächst die Lazarette schaffen, in denen die Pflegerinnen sich betätigen konnten. Die Militärverwaltung arbeitete nach ganz bürokratischen Methoden, und die wichtigsten und unmittelbar nötigen Maßnahmen scheiterten meist an irgendwelchen Verwaltungsschwierigkeiten. Da setzte F. N. ihre ganze Tatkraft und ihre hervorragenden Organisationsgaben ein und richtete selbst ein, was nötig war. Glücklicherweise verfügte sie über beträchtliche eigne Mittel. Dazu kamen bald auch noch jene großen Summen, die in England zur Linderung der Not auf der Krim gesammelt wurden, und die man nun ihr, als der besten Verwalterin dieser Mittel, anvertraute.

Sie schaffte, da die Militärverwaltung es nicht tat, für die Soldaten Schuhe und Strümpfe und Hemden an.

„Tatsächlich kleide ich jetzt die englische Armee.. Wenn die Leute hier entlassen werden, nehmen sie — und man kann es ihnen noch nicht einmal übelnehmen — sogar meine Messer und Gabeln und natürlich auch Hemden und Lazarettkleider mit ...." (Aus einem Brief an Sidney Herbert.)

Als die leitenden Männer des Sanitätsdepartements Bedenken hatten, eine notwendige Lazaretterweiterung zu schnell, wie die Not es verlangte, zu genehmigen, ließ sie auf ihre eigene Verantwortung und auf eigene Kosten 200 Arbeiter mit dem Bau beginnen, und nur dank ihrer Initiative fanden die 500 Verwundeten, die unmittelbar nach der Errichtung des Neubaus eingeliefert wurden, Unterkunft. —

Den Erfolg ihres Hilfswerks zeigen besser als viele Worte diese Zahlen: Als F. N. nach Skutari kam, betrug die Sterblichkeitsziffer in den Lazaretten 42 Todesfälle auf 100 Personen, ein halbes Jahr später betrug sie nur noch 22 Todesfälle auf 1000 Personen.

*

Als F. N. 1856 in ihre Heimat zurückkehrte, hatte sie sich im Herzen ihres Volkes ein Denkmal gesetzt, das die Dankbarkeit vieler Tausende und die Bewunderung von Hunderttausenden hell umstrahlten. Was sie bon der Zeit an noch leistete, fügte der Vorstellung, die die große Masse von ihr hatte, nichts Neues mehr hinzu.

Uns Heutigen aber scheint rückblickend die Arbeit, die diese ungewöhnliche Frau in der Krim geleistet hat, geringfügig im Vergleich zu den Leistungen, die sie in den folgenden Jahrzehnten vollbracht hat. Nach der Heimkehr aus der Krim war ihre Gesundheit ganz erschüttert. Die Aerzte verordneten gebieterisch absolute Ruhe und zweifelten im Grunde nicht daran, daß auch die größte Schonung den frühen Tod dieser Frau, die ihrem Körper unbeschreibliche Strapazen zugemutet hatte, nicht würde verhindern können. Aber F. N. gönnte sich keine Ruhe. Leidenschaftliche Sehnsucht zu helfen erfüllte sie und vertrieb immer wieder jeden Gedanken an Ruhe. Geradezu fanatisch verfolgte sie ihre Reformpläne des Krankenhauswesens und Organisation der Pflegerinnenschulung — und sie übertreibt nicht, wenn sie schreibt:

„Ich habe seit meiner Rückkehr nach England vor 5 Jahren jede Stunde des wachen Lebens zur Arbeit für die Wohlfahrt der Armee, zu Hause wie einst im Ausland, verwendet und nicht eine Stunde der Freundschaft oder dem Genuß gegönnt, sondern alle der Arbeit."

Trotzdem muß sie unmittelbar vorher sagen:

„Ich habe die letzten 4 Jahre zwischen vier Wänden zugebracht, die ich nur einmal im Jahre gegen andere vier Wände vertauschte, und ich meine, es ist keine andere Aussicht, als daß meine Gesundheit immer schlechter und schlechter wird, bis die Stunde meiner Erlösung schlägt."

Ihre Erfahrungen im Hospitalwesen der britischen Armee veranlaßten sie zur Niederschrift eines umfangreichen Werkes über das Militärgesundheitswesen. Es war reformbedürftig. Sie wollte diese Reform herbeiführen, also kämpfte sie zäh und unerbittlich und schonungslos gegen die Mißstände, die begreiflicherweise von den Militärbehörden diesen Eingriffen, oder, wie sie meinten, Uebergriffen einer Frau auf ihr männliches Arbeitsgebiet, entgegengebracht wurden. Doch trotz aller Gegnerschaft setzte sie durch — wer hätte es nach den Proben ihrer Energie in Skutari bezweifeln können — daß sich das Kriegsministerium mit der Neuorganisation des Sanitätswesens befaßte. Sie schonte ihre Gegner nicht. Sie schonte auch ihre Mitarbeiter nicht, sondern trieb sie zu höchstem Kraftaufwand, ohne sich um die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit zu kümmern. Besonders intensiv arbeitete sie mit Sidney Herbert zusammen, der als Kriegsminister die Reformen durchführte, die sie forderte: nach ihren Plänen wurden zweckmäßige Krankenhausbauten errichtet, auf ihre Anregung hin wurde eine Medizinalstatistik geführt, ja das ganze Gesundheitswesen der Armee wurde nach ihren Plänen umgestellt.

So arbeitete sie jahrelang fieberhaft. Zu Beginn der 60er Jahre schrieb sie ihre „Bemerkungen über Krankenpflege" und ihre „Bemerkungen über Hospitäler". Diese Bemerkungen sind erstaunlich modern und erhalten Erkenntnisse, zu denen die zünftige Medizin und Psychologie zum Teil erst viel später gelangt sind, und die heute zu den wichtigsten Grundelementen bei der Schulung von Pflegerinnen gehören.

Auch die ganze Einrichtung der Schulen für Pflegerinnen geht auf F. N. zurück. Wie tief der Stand der Pflegerinnen war, die außerhalb der geistlichen Orden Krankenpflege ausübten, hatte F. N. zu Beginn ihrer Arbeit ja selbst festgestellt. Sie hatte die Notwendigkeit, die Pflegerinnen besser auszubilden, erkannt, und ihrer Einsicht folgte auch hier — wie immer bei ihr — die Tat. Das Jahr 1860, in dem das Nightingale-Home am St. Thomas-Hospital in London als Ausbildungsanstalt für Krankenpflegerinnen eröffnet wurde, ist das Geburtsjahr der modernen Krankenpflegeschulen.

Die kranke Frau, die jahrelang zu schwach war, um stehen zu können, besaß eine geradezu unerschöpfliche Arbeitskraft. Sie studierte die Verhältnisse in den indischen Hospitälern und legte die Ergebnisse ihrer Studien in den Büchern „Der Gesundheitszustand der Armee in Indien" (1863) und „Leben oder Tod in Indien" (1873) nieder.

An jede der zahlreichen Aufgaben, die F. N. sich stellte, ging sie mit der gleichen Leidenschaft heran. Es war, als ob ein Feuer in ihr brannte, das durch jede neue Arbeit wie durch einen neuen Windhauch wieder frisch angefacht wurde. Mußte dieses Feuer die schmächtige Frau, die sich nicht im geringsten schonte, nicht früh verzehren? Gegen alle Voraussagen der Aerzte widerstand der geschwächte Körper den ihm zugemuteten Anstrengungen: F. N. erreichte ein Alter von über 90 Jahren. In den letzten Jahrzehnten lebte sie völlig zurückgezogen von der Außenwelt, nur umgeben von einem kleinen Stabe getreuer Mitarbeiter. Selten fanden fremde Menschen bei ihr Zutritt, eine Zone der Einsamkeit trennte sie von der Mitwelt, die ihr Dasein allmählich vergaß.

Aber unvergessen war und unvergeßlich bleibt ihr unsterblich gewordenes Werk.

Dr. Luise Frankenstein.

Eine Veteranin.

Zur Zeit, da wir in Dankbarkeit und Bewunderung der vor 25 Jahren in hohem Alter verstorbenen Florence Nightingale gedenken (siehe unser Artikel auf Seite 1), sei auch einer noch Lebenden gedacht, die mit gleicher Hingabe, wenn auch weniger weit greifender Auswirkung, in der Krankenpflege tätig war. Wir lesen über sie: Eine Veteranin aus vier Kriegen.

Aus den alten Indianer- und Trappergeschichten ist uns die Gestalt der mutigen und tüchtigen weißen Frau bekannt, die im Wilden Westen ebenso ihren „Mann stand" wie ihre männlichen Gefährten, und die Lasso und Büchse ausgezeichnet handhaben konnte. Daß sich solche Menschen aber noch unter uns befinden, berührt uns wie eine Botschaft aus einer längst verklungenen Zeit. Zu den wenigen Veteranen dieser Vergangenheit gehört Minerva Hartmann von „Fort Minerva", die ungefähr 10 Kilometer südlich von San Franzisko nach einem wechselvollen Dasein in aller Ruhe ihren Lebensabend zu beschließen gedenkt. „Mutter Minerva", wie die Greisin allgemein genannt wird, hat gerade ihren 103. Geburtstag gefeiert und eine große Anzahl von Freunden und Bekannten von nah und fern um sich gesehen, die sich von der alten Frau noch einmal die schicksalsvollen Ereignisse ihres Lebens erzählen ließen. Mutter Minerva war eine gute Freundin der berühmten Florence Nightingale, der englischen Krankenpflegerin, die während des Krimkrieges die freiwillige Krankenpflege organisierte, und sie hat nicht weniger als vier Kriege mitgemacht, nämlich die amerikanischen Bürgerkriege, den Kampf gegen die Indianer unter General Custer, den amerikanisch-spanischen Krieg und den Aufstand auf den Philippinen. Ueberall war Mutter Minerva in ihrem Dienst an den Kranken und Verwundeten an erster Stelle, und sie darf heute mit Recht auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken.

Die schweizerischen Jungliberalen und das Frauenstimmrecht.

Die Jungliberalen der Schweiz haben letzten Sonntag an ihrer Tagung Stellung bezogen zur kommenden Abstimmung über die Frage, ob die Bundesverfassung einer Revision zu unterziehen sei. Eine Bewegung, die sich mit diesen grundsätzlich wichtigsten Landesfragen auseinanderzusetzen hat, kann nicht vorbeigehen an der Frage des Frauenstimmrechts. Es sei denn, sie verkenne die Tatsache, daß die Frauen die größere Hälfte und eine tatkräftige Hälfte des Volkes seien. Das haben denn auch die Jungliberalen nicht getan. In ihrem Entwurf für eine Totalrevision, den sie der Versammlung unterbreiten, wird vorgesehen, daß

„die Bundesgesetzgebung das Stimm- und Wahlrecht in eidgenössischen Angelegenheiten auch auf Schweizerbürger weiblichen Geschlechts ausdehnen könne, daß diesen Schweizerbürgern weiblichen Geschlechts das Stimm- und Wahlrecht aber auch zu verleihen ist, wenn es von hunderttausend über zwanzig Jahre alten Schweizerbürgerinnen verlangt und von der Mehrheit aller über zwanzig Jahre alten Schweizerbürgern beiderlei Geschlechts beschlossen wird".

Wir geben unserer Freude Ausdruck, daß bei diesem Anlaß die Jungliberalen einer Einstellung Ausdruck gaben, die beweist, daß sie den Forderungen der neuen Zeit im Geist demokratischen Zusammenarbeitens von Mann und Frau huldigen.

Das mehr als hunderttausend über zwanzig Jahre alte Schweizerbürgerinnen das Stimmrecht für sich wünschen, müßte allerdings kaum noch einmal bewiesen werden, sind doch seinerzeit bei Anlaß der Petition für die Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz unter den weit mehr als 200,000 Unterschriften 169,800 von Frauen gewesen. Diese Unterschriften liegen wohl heute noch gebündelt und gesammelt in den Archiven im Bundeshaus, bereit, für den Willen der Schweizerfrauen zu zeugen. —

Die Leitung der Jungliberalen wird uns nicht gram sein, wenn wir bei diesem Anlaß bekanntgeben, wie sie auf eine Umfrage des „Club Hrotsvit" im Jahre 1933 antworteten. Es wurde damals an alle neuen Parteien vom „Club Hrotsvit" (Kath. Akademikerinnen und andere geistig arbeitende kath. Frauen) die Bitte um Beantwortung folgender Fragen gestellt:

Wie stellen Sie sich zu folgenden Fragen:

1. Frau als Individuum.
2. Stellung der Frau in der Familie.
3. Stellung der Frau im Beruf.
4. Stellung der Frau im öffentlichen Leben.

Wir entnehmen die Antwort aus der „Katholischen Schweizerin" vom Januar 1934. Sie wirkte damals im Vergleich mit einigen Antworten anderer Gruppen wohltuend ob ihrer Sachlichkeit und ihres guten Willens für unsere Sache und lautete:

„Namens der jungliberalen Bewegung der Schweiz nehmen L. Rittmeyer, Präsident, und E. Burckhardt, Sekretär, zu den vier gestellten Fragen folgendermaßen Stellung:

1. Die Frau als Individuum. Die J. B. S. anerkennt die Frau als Individuum, das heißt als Einzelpersönlichkeit. Sie vertritt deshalb die Auffassung, daß die Frau ihre Daseinsberechtigung nicht allein durch den Mann erhält, also nicht lediglich Geschlechtswesen, sondern eine vom Manne grundsätzlich verschiedene, im Anspruch an das ihnen Wesensgemäße Leben aber gleichgestellte Einzelpersönlichkeit ist. Die J. B. S. macht mit Rücksicht auf den Anspruch, den jeder Mensch auf die Erfüllung seiner Persönlichkeit hat, prinzipiell keinen Unterschied zwischen Mann und Frau.

2. Die Frau und die Familie. Die Frau gehört in allererster Linie der Familie. Daraus folgert aber umgekehrt, die Familie gehört in allererster Linie der Frau. Die Frau ist zuerst Mutter und Erzieherin, darum hat sie auch zusammen mit dem Manne über die Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen.

3. Die Frau und der Beruf. Die J. B. S. anerkennt grundsätzlich das Recht auf Arbeit für jede Frau. Sie kommt zu dieser Auffassung kraft folgender Ueberlegungen:

a) geistiger Natur: aus Absatz 1 geht hervor, daß die J. B. S. die Frau als Einzelpersönlichkeit anerkennt, folglich gesteht sie ihr auch das Recht zu, sich eine ihrer Art und Persönlichkeit entsprechende Arbeit auszusuchen.

b) materieller Natur: Nicht jede Frau ist zur Gattin und Mutter geeignet, solchen Frauen muß aber die Möglichkeit offen stehen, sich durch freie Wahl eines Berufes ein befriedigendes Leben zu schaffen. Ferner ist aus rein zahlenmäßigen Gründen nicht möglich, daß alle Frauen heiraten können. Auch diesen Frauen muß das Recht auf einen andern Beruf zugestanden werden.

Unter den berufstätigen Frauen sind ledig: 69,9 Prozent, verheiratet 30,5 Prozent; unter den verheirateten Frauen entfallen auf geistig Arbeitende 1,5 Prozent, Bureaudienst 2 Prozent, Verkauf 7 Prozent, Textil und Strohflechten 10 Prozent, Metall und Werkzeug 3,5 Prozent, Heimarbeit 6 Prozent, Nahrungs- und Genußmittel 2,5 Prozent; während auf die spezifisch weiblichen Berufe Hauswirtschaft, Landwirtschaft (Bäuerin!), Krankenpflege usw. 67,5 Prozent entfallen. Von den ersten 32,5 Prozent sind es vor allem 3,5 Prozent der geistig Arbeitenden und Büroangestellten, die den sozial gehobeneren Stand der erwerbstätigen Frau darstellen und damit deutlich zeigen, daß in weitaus den meisten Fällen die praktische Notwendigkeit die verheiratete Frau zur Berufsarbeit zwingt und nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz freiwillig die große Last der Doppelarbeit Beruf-Mutterschaft, resp. Familienführung auf sich nimmt. Es kann also ruhig gefolgert werden, daß die Freigabe aller Berufe an die Frau für diese in ihrer Eigenschaft als Gattin

---

brach keineswegs zusammen beim Gedanken an eine Trennung von Pitt. Kleinmut und Angst fanden keinen Raum. Der Boden, auf dem sie stand, zeigte sich von anderer Beschaffenheit. Der Schmerz sollte erst später darauf wachsen.

Ariel bewegte sich wieder in ihrem alten Kreis. Nein, das stimmte nicht, etwas hatte sich daran verändert. Wohl ging äußerlich alles seinen gewohnten Gang. Die kleine Welt in diesem Hause gebar wie ehedem ihr Schwierigkeiten, Freuden und Leiden. Georg forderte unverändert eine Menge Raum und Anteilnahme, brauste auf wie ein kleiner Orkan und lag kurz darauf friedsam und heiter im Glanze seiner seelisch besonnten Landschaft, als ob es anders nicht sein könnte. Simonie fühlte jeden Tag, anstrengend für die nächste Umgebung, eine neue Berufung in sich. Augenblicklich wollte sie Tänzerin werden. Allabendlich gab sie Nick eine Vorstellung zum besten, über die er sich bald tot lachte. Ariel selbst stand nicht mehr ein bißchen leer und ausgeschlossen, wie sie früher bitter empfand, zwischen all diesen bunten Erlebnissen umher. Nein, sie hatte noch nicht ausgespielt; es war noch nicht lange her, daß sie dies deutlich erfahren. Diese Erkenntnis verlieh ihr eine bezaubernde Frische: das Geheimnis, das auf dem Grund ihres Herzens ruhte, spiegelte sich nach außen in einer schweifenden Anmut, trug bei zu einem neu durchbluteten Lebenswillen. Jene Betrübnis, die sie oft tagelang wie ein Schatten begleitet, faßte nicht mehr Fuß in dieser bewegten Luft. Alles Kränkliche, leicht Verletzbare, schien aus ihr verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Günderrode.

Eine der interessantesten und rätselvollsten Frauengestalten der deutschen Romantik ist zweifellos Karoline von Günderrode, die, selber eine begabte Dichterin, als Freundin Savigny's und der Geschwister Clemens und Bettina Brentano eine wichtige Rolle in der Literatur- und Geistesgeschichte jener Zeit spielte, und deren unerwarteter Freitod im Alter von 26 Jahren viele der bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer Epoche in Trauer und Bestürzung versetzte. Wir dürfen es begrüßen, daß das Andenken dieser sehr anziehenden und eigenartigen Frau der Nachwelt ins Gedächtnis gerufen und ihr tragisches Geschick in sinnvoller Weise zu deuten gesucht wird, wie dies in dem kürzlich erschienenen Büchlein von Margarete Mattheis (Verlag Junker u. Dünnhaupt, Berlin) geschieht.

Karoline von Günderrode wurde am 11. Februar 1780 als Tochter einer altfränkischen Adelsfamilie geboren, deren männliche Angehörige meist Beamte und Geistliche gewesen waren. Ihr Vater, der badische Kammerherr Hektor Wilhelm von Günderrode, genannt von Kellner hat neben historischen und juristischen Schriften auch eine Sammlung in der Art Gesners geschriebener Idyllen hinterlassen; auch die Mutter, Louise von Günderrode veröffentlichte Gedichte und Aufsätze. Beider Begabung vererbte sich auf die Tochter Karoline.

Die Jugendzeit der Günderrode war durch schwere Schicksalsschläge verdüstert. Mit sechs Jahren verlor sie ihren Vater und mit 14 zum ersten Male eine Schwester; einige Jahre später starben ihre beiden andern Schwestern kurz nacheinander. Das Sinnen und Trachten des Kindes und jungen Mädchens beschäftigt sich daher frühzeitig mit dem Problem des Todes und der Gedanke der Vereinigung der Seelen in einem bessern Jenseits bildet den Inhalt ihres ersten uns erhaltenen Gedichtes.

Siebzehnjährig tritt das Fräulein von Günderrode in das adlige Damenstift in Frankfurt a. M. ein, das von nun an ihr Lebensheim blieb, den sie nur verließ, wenn sie Reisen zu ihren zahlreichen Freunden unternahm. Die stille Abgeschlossenheit des Stiftslebens förderte ebensoehr ihren natürlichen Hang zu Träumerei und Grübeleien, wie sie das Selbständigkeitsgefühl des jungen, der eigenen Familie entwachsenen Mädchens bestärkte. Züge einer gewissen männlich-herben Entschlossenheit prägten sich in ihr aus, die in denkbar großem Gegensatz zu der sonstigen sanften Mädchenhaftigkeit ihres Wesens standen. Mit Eifer und Ausdauer widmete sie sich Studien aller Art und zeigt eine — besonders für eine junge Dame der damaligen Zeit — erstaunliche Beschlagenheit vor allem auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte. Vor allem aber spruddelt in diesen Jahren der dichterische Quell. Unter dem Pseudonym „Tian" veröffentlicht sie Gedichte, Dramen, philosophische und ästhetische Betrachtungen die ihr die Aufmerksamkeit, ja Bewunderung ihrer Zeitgenossen eintragen. Wenn auch die Dichtungen der Günderrode uns Heutigen weniger zu sagen haben als den Menschen der romantischen Epoche, so setzt uns noch immer die unverkennbar große Begabung dieser Frau, die sich mit einem subtilen ästhetischen Empfinden, vor allem aber mit einer ungewöhnlich vielseitigen und gründlichen humanistischen Bildung paart, in Erstaunen. Was wir ihr aber am meisten danken, ist, daß sie das Talent der zweifellos faszinierendsten Frauengestalt der deutschen Romantik, Bettina von Arnims, weckte und förderte. Denn die Günderrode ist es, die sich gemeinschaftlich mit dem vergötterten Bruder Clemens die Erziehung und geistige Bildung des kindhaft-ursprünglichen Wildlinges Bettina angelegen sein ließ und ihrer Freundschaft mit der um zwei Jahre Jüngeren verdankt die deutsche Literatur jenen entzückenden Briefroman der Bettina „Die Günderrode", der uns im schillernden Wechselspiel von Dichtung und Wahrheit, Wesen und Charakter der beiden jungen Künstlerinnen aufs deutlichste veranschaulicht. Und in diesem reizvollen romantischen Mädchenbriefwechsel erkennen wir zugleich den tiefen unüberbrückbaren Gegensatz der beiden Naturen, der schließlich auch zur Lösung des Freundschaftsverhältnisses geführt hat. Bettina war von Anfang an durchaus die Liebende, in glühender Bewunderung um die Freundschaft der Aelteren Werbende, während sich Karoline die leidenschaftliche Neigung des von ihr begeisterten Mädchens mit einer Art lächelndnachsichtiger Freundlichkeit gefallen ließ, ohne dis ihr schrankenlos Vertrauende ihrerseits zur Vertrauten zu wählen. Für sie war diese Freundschaft mehr eine Verbindung auf Grund gleicher Beschäftigung und gleicher Geselligkeit. Es gelang ihr aber nicht, Bettinas Geist so zu uniformen, wie sie es gewünscht hätte; so mißlang der Versuch, mit ihr Philosophie zu treiben, gänzlich, da das unverbildete und lebensfrohe Kind den heftigen Widerwillen dagegen bezeugte und vorgab, physisch krank dabei zu werden! Auch den Geschichtsstudien brachte sie nur ein zweifelhaftes Interesse entgegen. Umso mehr aber gab sie sich dem Zauber, der von der Persönlichkeit der Günderrode ausging, mit dem ganzen leidenschaftlichen Gefühl, dessen ihre Natur fähig war, hin. Ihre Liebe findet stets neue und begeisterte Ausdrücke in der Beschreibung der Günderrode, über

und Mutter keinen Schaden bedeutet, daß in den meisten Fällen ein äußerer Grund die Frauen zur Erwerbsarbeit zwingt, daß, wo dieser Zwang wegfällt, die Frau freiwillig aus dem Erwerbsleben ausscheidet, und daß die wenigen Fälle, wo die Frau aus einem innern Muß ihren Beruf auch in der Ehe weiter ausübt, darum nicht zu einem Grund gegen die Frauenerwerbsarbeit ausgemünzt werden dürfen, weil die Frau grundsätzlich das Recht zur Entfaltung ihrer Eigenpersönlichkeit hat.

4. Die Frau und der Staat. Würde die J. B. S. die Konsequenzen des unter Absatz 1 Gesagten bis zum letzten verfolgen, so müßte sie der Frau das politische Stimm- und Wahlrecht zuerkennen. Da sich aber die J. B. S. darüber klar ist, daß ein solches Postulat zurzeit praktisch undurchführbar ist, schränkt sie die Forderung ein auf ein praktisch wohl erreichbares Maß. Sie fordert die Mitarbeit der Frau auf denjenigen Gebieten, die ihrer Wesensart am meisten entsprechen. Diese Gebiete sind: Kirche, Schule und in beschränktem Maße Wirtschaft. Sie verlangt für die Frau aktives und passives Wahlrecht in kirchlichen Fragen, passives Wahlrecht in Schulfragen und eventuell Beteiligung der Frau, als der wichtigsten Konsumentin, im Wirtschaftsrat, wie er von der J. B. S. postuliert ist."

Unterdessen sind zwei Jahre, zwei arbeits- und inhaltsreiche Jahre vergangen. Vom Unterfangen einer Totalrevision der Bundesverfassung war damals noch keine Rede. Aber die neue Lage verlangt neue Betrachtung. Die damals noch zögernd ere Haltung ist nun einer in unserem Sinne etwas positiveren aufgegeben worden. Eine gewisse Zurückhaltung liegt gewiß auch in der heutigen Fassung, doch freuen wir uns, daß die liberale Jugend doch zu Schritten bereit ist, die ihren liberalen Vätern — von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — noch geeignet schienen, das Gruseln zu lernen.

Können Schweizermädchen in England Stellen finden?

Vom Schweiz. Verein der Freundinnen junger Mädchen werden wir um Bekanntgabe des nachfolgenden Artikels gebeten. Wir veröffentlichen ihn gerne im Interesse unserer jungen Mädchen, von denen manche eine solche Wegleitung sehr begrüßen werden.

Wie leicht war dies in früheren Jahren! Ohne durch Einreise-Formalitäten gehemmt zu sein, begaben sich Schweizermädchen, die ihre englischen Sprachkenntnisse vervollkommnen wollten, nach London, wohnten dort für kurze Zeit in einem Jungmädchenheim und suchten und fanden in der Regel sehr rasch eine Stelle zu Kindern. Heute dagegen wird die Geduld des Mädchens sowohl als auch der Familie, die eine Schweizerin einstellen möchte, auf eine harte Probe gestellt. Jedes Gesuch, eine Ausländerin einzustellen, sei es für Hausarbeiten oder zu Kindern, wird vom englischen Arbeitsamt eingehend geprüft, und nur wenn der Arbeitgeber den Beweis erbringen kann, daß seine Bemühungen, eine passende einheimische Arbeitskraft einzustellen, längere Zeit erfolglos geblieben sind, wird die Erlaubnis zum Einstellen einer Ausländerin erteilt.

Infolge dieser Erschwerungen versuchen hin und wieder junge Ausländerinnen, unter unwahren Angaben zum ersehnten Englandaufenthalt zu gelangen. Sie geben z. B. vor, daß sie auf Besuch gehen und nehmen, wenn sie im Lande sind, eine Stelle an, ohne im Besitz der richtigen Arbeitsbewilligung zu sein. Das ist eine gefährliche Sache und bringt die jungen Mädchen unfehlbar in Konflikt mit den Behörden, die in einem solchen Fall die Fehlbare des Landes verweisen, was für dieselbe natürlich viel Unangenehmes zur Folge hat. Sie hat dann nichts wie unnötige Kosten und keinerlei Gewinn von ihrem frühzeitig abgebrochenen Englandaufenthalt. Wir können nicht dringend genug davon abraten, zu versuchen, auf unerlaubten Wegen zu einer Stelle in England zu gelangen. Solche Versuche rächen sich oft bitter.

Die vom Verein der Freundinnen junger Mädchen vor einigen Jahren ins Leben gerufene Zentralstelle für Englandplazierung in Bern sucht, in enger Zusammenarbeit mit englischen Organisationen, welche ebenfalls das Wohl der jungen Mädchen im Auge haben, jungen Schweizerinnen, die für ihre Weiterbildung und ihren Beruf englische Sprachkenntnisse benötigen, Stellen in gut empfohlenen Häusern zu vermitteln.

Am ehesten wird die Bewilligung für Hausdienststellen erteilt. Mädchen, die über gute Kochkenntnisse verfügen oder solche, welche den Zimmerdienst verstehen, ferner Alleinmädchen für Küche und Hausarbeiten, sind am meisten gesucht. Auch Stellen als Kindermädchen sind erhältlich. Der Durchschnittslohn beträgt monatlich 3 Pfund Sterling; für gut ausgebildete Kräfte steigt er nach einem halben Jahr auf 3½ Pfund Sterling, ausnahmsweise auch auf 4 Pfund Sterling. In der Regel wird Hausangestellten bei Jahresverpflichtung die Hinreise rückvergütet.

Mädchen mit guter Allgemein-Bildung stehen au pair-Stellen offen, in denen Familienanschluß gewährt wird, wodurch eine weit bessere Gelegenheit zur Erlernung der Sprache geboten wird, als dies bei Hausdienststellen der Fall ist, wo richtiger Familienanschluß nur selten gewährt wird. Bei au pair-Stellen wird als Gegenleistung leichte Hausarbeit, eventuell Deutsch- oder Französisch-Unterricht verlangt. Auch au pair-Stellen gleich wie bezahlte, unterliegen der Bewilligung durch das englische Arbeitsamt.

Die Zentralstelle für Englandplazierung in Bern ist des weitern bestrebt, einen Austausch von Schweizermädchen mit jungen Engländerinnen in die Wege zu leiten, ebenfalls zum Zwecke, Lernbegierigen zu ermöglichen, ihre Sprachkenntnisse zu erweitern.

Jungen Schweizerinnen, die nach London in Stellung gehen, oder auch in dessen unmittelbare Umgebung, möchten wir die Adresse des „Foyer suisse,* Upper Bedford Place 15, Russell Square, London W. C. 1, bekannt geben. Dort, nur wenige Minuten von einer der Hauptverkehrsadern Londons, der sehr belebten Oxford Street, aber in unmittelbarer Nähe des stillen, wie eine Oase anmutenden Russell Square, harrt ihrer ein Stückchen Heimat. Jeden Mittwochabend versammeln sich im Foyer suisse deutschsprachige und jeden Donnerstagabend französisch sprechende Schweizerinnen, die gemeinsam einige gemütliche Stunden verbringen wollen. Gesellige und lehrreiche Veranstaltungen wechseln ab. Mme. Meyla, eine mütterliche Freundin der jungen Schweizerinnen in England, ist, mit Ausnahme des Samstags, jeden Nachmittag im Foyer suisse zu treffen und erteilt Rat in allen Nöten und Schwierigkeiten.

Wie heimatlich mutet es uns an, wenn wir aus dem Lärm und Getriebe der englischen Metropole kommend, ins Foyer suisse eintreten und uns von frischen jugendlichen Stimmen gesungen unsere trauten Schweizerlieder entgegen klingen! Da weht uns zugleich Heimatluft entgegen.

Doch man geht ja nicht in ein anderes Land, um nur mit seinen eigenen Landsleuten zu verkehren, sondern um Leben und Sitten des Landes kennen zu lernen, mit fremdartigem bekannt zu werden, seinen Horizont zu erweitern und auch die Sprache zu erlernen. Ebenfalls im Zentrum Londons, nur wenige Schritte vom „British Museum" entfernt, befindet sich das stattliche Klubhaus der Young Women's Christian Association (Christl. Jungmädchenvereinigungen). Adresse: Y. W. C. A. Central Club, Great Russell Street, London W. C. 1. Neben dem Eingang hat die Empfangssekretärin ihr Bureau. Telephonkabinen und eine Auskunftsstelle stehen zur Verfügung, und eine große, luftige Halle mit bequemen Sitzgelegenheiten, Zeitungen und Zeitschriften, lädt zum Verweilen ein. Ebenfalls im Erdgeschoß befindet sich das Stellenvermittlungsbureau, mit welchem unsere Zentralstelle für Englandplazierung in Bern zusammen arbeitet, ferner ein einfaches, gutes Restaurant, „Cafetaria" genannt, in welchem Selbstbedienung eingeführt ist. Aufzüge führen nach den obern Stockwerken, zu den einfachen aber geschmackvoll eingerichteten Fremdenzimmern, denn das Klubhaus hat auch Hotelbetrieb. Auch Bureaux und Sitzungszimmer sind in dem großen Hause untergebracht. Ferner ein Konzert- und Vortragssaal, eine kleine Kapelle, eine reichhaltige Bibliothek, Schreib- und Lesezimmer und ein schönes, gemütliches „Schweizerzimmer", in dem oft reges und fröhliches Leben herrscht. Unsere verschiedensten Schweizerdialekte tönen durcheinander, deutsch und welsch, aber auch englisch wird gesprochen im Schweizerzimmer, denn schließlich ist man doch drüben um die Sprache des Landes zu erlernen, und im Y. W. C. A. Central Club kann man auch Freundschaften mit Engländerinnen schließen, um gemeinsam schöne Stunden zu verleben und die vielen Sehenswürdigkeiten der Kapitale und deren Umgebung zusammen zu besuchen. Auch Sprachstunden werden den jungen Ausländerinnen zu besonders günstigen Bedingungen im Klub geboten. So ist in bester Weise vorgesorgt, den jungen Schweizerinnen in London den Aufenthalt angenehm und nutzbringend zu gestalten.

Für Auskünfte sowohl als für Stellenvermittlung wende man sich an die Zentralstelle für Englandplazierung, Schwarztorstraße 36, Bern. A. E.

* Vergl. unsern Artikel „Ein Schweizerwerk in London" in Nr. 18 vom 3. Mai.

Die Frau in Frankreich.

-r. Das moderne Frankreich beruht auf dem Bündnis des landwirtschaftlichen und gewerblichen Mittelstandes mit den Intellektuellen. Es wurde durch die französische Revolution besiegelt und hat sich seitdem durch die Stürme der französischen Geschichte hindurch erhalten. Ein Parlament und eine Regierung, in denen die Juristen fast stets die Mehrheit bilden, repräsentiert eine Bevölkerung, in der Bauern und Handwerker, Kleinunternehmer und Rentner ausschlaggebend sind. Dies Verhältnis von Geist und Boden, gedanklicher Führung und materiellen Interessen kennzeichnet auch die Beziehungen zwischen der weiblichen Elite, deren literarischer und politischer Einfluß weit in die Jahrhunderte zurückreicht, und den Frauen des Mittelstandes. Wie jene aus der Geschichte der Nation nicht wegzudenken sind, — man erinnere sich der großen Namen wie der Madame de Sévigné, Madame de Staël und George Sand — so spielen auch diese in ihrem Kreise in der Entwicklung des Landes eine wichtige Rolle.

Das erklärt sich vor allem aus dem Vorherrschen des Kleinbetriebes in Stadt und Land, aus der Ueberseherbarkeit des Ganges und der Bedürfnisse der Einzelwirtschaft. Dem Großunternehmen oder gar dem Riesenkonzern fällt nicht die entscheidende wirtschaftliche Bedeutung in dem Lande zu, in dem der innere Markt stets wichtiger war als der Export, in dem die Befriedigung des Konsums der ungemessenen Erweiterung des Produktionsapparates vorgezogen und sparsame Vorsorge für das Alter durch Rentenerwerb höher geschätzt wird, als Wagnis und Risiko. So erhielt sich die Bedeutung des Landes trotz des auch in Frankreich zu beobachtenden Zuges in die Stadt stärker als in den eigentlichen Industriestaaten, und die Klein- und Mittelstädte wußten ihrerseits ihre Positionen gegenüber den Großstädten zu bewahren. In einer solchen Wirtschaft aber spielt der Familienbetrieb als wirtschaftliche Grundlage eine ganz andere Rolle als da, wo sich gewaltige Massen in Städten und Großunternehmen zusammenballen und der Wirtschaft und den sozialen Verhältnissen ihren Stempel aufdrücken.

So hat sich zwar auf dem französischen Arbeitsmarkt das Problem der Konkurrenz der weiblichen Arbeit mit der des Mannes gerade in letzter Zeit schärfer herausgebildet, aber es ist nicht eigentlich charakteristisch geworden für die sozialen Beziehungen der Geschlechter. Man darf überdies nicht übersehen, daß ein erheblicher Anteil der Arbeiter in Bergwerk und Metallverarbeitung, Stein- und Glasindustrie von Ausländern gestellt wird, und daß der Arbeitsmarkt und die Art der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit dadurch in Frankreich eine besondere Note bekommt. In dem für die französische Wirtschaft und für das Volksbewußtsein ausschlaggebenden Teil aber ist die Frau eine wichtige und geschätzte Arbeitskraft. Sie ist zudem mit Gaben ausgestattet, die ihre wirtschaftliche Macht im kleinen Kreise erhöhen und sie dort unentbehrlich machen.

Das gilt nicht nur für das Land, wo die Bedeutung des Familienbetriebes schon aus den Zahlen hervorgeht. Denn von den 8,1 Millionen in der Landwirtschaft tätigen Menschen sind 5,8 Millionen, also 71 Prozent unabhängig und somit selbst Besitzer. Auch in der Stadt wendet sich die Frau im Handwerk und im Laden nicht nur dem Haushalt und der Erziehung, sondern auch dem Geschäft, dem Ein- und Verkauf und vor allem der Kasse. Unermüdlich fleißig und sparsam, ist sie in der Uebersicht, der geschäftlichen Disposition und der Form der Kundenwerbung und Behandlung oft dem Manne überlegen und gewinnt dadurch jenen Einfluß, der genauen Kenntnissen und sachlichen Fähigkeiten stets zufallen wird.

Es könnte erstaunlich erscheinen, wie wenig solche wirtschaftliche Bedeutung der Frau sich in ihrer rechtlichen Stellung ausdrückt. Sowohl das private wie das öffentliche Recht in Frankreich sind den Frauen ungünstig und weit rückständiger als die gesetzlichen Bestimmungen in den meisten anderen Staaten. Das liegt an dem konservativen Charakter, den ebenso die Gesellschaft wie das französische Recht aufweist. Noch die Gegenwart fußt in hohem Maße auf der gesetzgeberischen Arbeit, die die Epoche des Direktoriums, des Konsulats und der Kaiserzeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert geleistet hat. Diese Grundlagen sind niemals später preisgegeben, die Kontinuität ist jederzeit gewahrt worden, und die revolutionären Erschütterungen und der bunte Wechsel der Erscheinungen in Frankreichs Geschichte im 19. Jahrhundert hat die Struktur des Landes und seine Rechtsentwicklung weniger berührt als es auf den ersten Blick scheint.

So ist auch die Stellung der Frau in der Ehe, Güter- und Erbrecht, ihre Verfügungsbefugnis, die Stellung des unehelichen Kindes noch stark durch die einstigen Bestimmungen des Code Napoléon beeinflußt. Gewiß haben sich seitdem auch in der Gesetzgebung tiefgehende Wandlungen vollzogen, aber man war ängstlich dabei bestrebt, die Tradition nicht abreißen zu lassen. In den letzten Jahrzehnten hat vor allem der Senat Fortschritte zugunsten der Erweiterung der Frauenrechte gehemmt. Diese konservative und die Stabilität am entschiedensten vertretende Körperschaft gibt stets nur mit größter Behutsamkeit und Zurückhaltung seine Zustimmung zu einer Aenderung der Gesetzgebung auf Gebieten, auf denen althergebrachte Sitten und Gewohnheiten dadurch gefährdet zu werden scheinen. So hat man, um überhaupt gewissen modernen Bedürfnissen und Erfordernissen gerecht zu werden, manches Gesetz durch Verwaltungsakt „ritzen" oder durch Entscheidung des höchsten Gerichtshofes umdeuten müssen.

Ebenso sind alle Angriffe der Anhänger des Frauenwahlrechtes auf das Parlament immer wieder abgeschlagen worden. Die Forderung, daß das Land der Menschen- und Bürgerrechte auch die Frauen zu Bürgerinnen erheben möge, gewinnt dank der Arbeit und Propaganda der rührigen Frauenorganisationen allmählich an Verbreitung, aber sie hat die breiten Schichten vor allem in der Provinz nicht erfaßt und sie hat sowohl in der Kammer wie im Senat eine Mehrheit gegen sich, die sich durch alle Parteien hindurchzieht. Auf der Rechten widersetzt sich dem Wahlrecht der Frau der Einfluß der katholischen Kirche, die ihrer politischen Gleichberechtigung prinzipiell abgeneigt ist. Auf der Linken macht sich der Geist Voltaires geltend, der von der leichten Beeinflußbarkeit der Frau eben durch die katholische Kirche ungünstige politische Konsequenzen von der Zuerkennung des Stimmrechts befürchtet. So hat zwar wiederholt die Kammer sich grundsätzlich für das Wahlrecht der Frau ausgesprochen. Aber es war deutlich, daß sie die Verwirklichung des Gedankens nicht einmal in den Gemeinden wünschte; sie verließ sich notfalls auf die Ablehnung des Senats.

Trotzdem kämpfen sich die Frauen Schritt für Schritt auch im öffentlichen Leben vorwärts. Schon haben sie manche hohe Beamtenstelle in den Verwaltungen erobert, obwohl nach dem Wortlaut des Beamtenrechts eine gesetzliche Grundlage dafür nicht gegeben ist. Auch für den Nutzen ihrer Mitarbeit auf bestimmten der weiblichen Eignung besonders erschlossenen Gebieten wächst das Verständnis. Den Schutz von Frauen und Kindern vor Gefährdung versehen auch im Außendienst seit einiger Zeit in Paris weibliche Polizeibeamte, und die Provinz soll dies Beispiel demnächst befolgen. Die Zusammenarbeit fortschrittlicher kommunaler Verwaltungen mit den Frauenorganisationen auf dem Gebiet der sozialen Arbeit, der Hygiene und des Schulwesens hat mancherorts reiche Früchte getragen. So ist trotz der der Erweiterung ihrer politischen Rechte wenig günstigen Stimmung ihr ohnehin nicht geringer Einfluß in Frankreich weiter im Steigen, wie diese weniger nach außen sichtbaren, aber dennoch nicht gering zu veranschlagenden Anzeichen beweisen.

Von der Weltausstellung in Brüssel

wird unter dem Titel „Von Kunst zu Käse" in einem kurzweiligen Brief im „Bund" folgendermaßen erzählt:

Liebe Freundin!

Sie haben für meine Reise nach Brüssel allerlei befürchtet. Eine Frau allein! Wie ich nur die Abende verbringen werde? Außerdem sei eine

---

gens den einzigen Schilderungen ihrer äußeren Erscheinung, die wir aus dieser Zeit besitzen. Als die Freundin sich von ihr abwendet, da gibt es für Bettina nur einen einzigen Menschen, um dessentwillen sie ihren Kummer über den Verlust Karolinens verwinden kann: Goethe.

Der Bruch zwischen den beiden Freundinnen erfolgte um desjenigen Mannes willen, der das tragische Verhängnis der Karoline von Günderrode bedeuten sollte. Es war Friedrich Creuzer, Professor der klassischen Philologie in Heidelberg; seinetwegen ging das hochbegabte und stolze Mädchen in den Tod. Karolinens Schicksal war es, daß ihre Liebe unerfüllt bleiben sollte. Als ganz junges Mädchen hatte sie sich dem stürmischen Werben eines Clemens Brentano mit stolzer Entschiedenheit entzogen, um ihrerseits ihre schwärmerische Liebe zu Karl von Savigny unerwidert zu finden. Es spricht für diesen ebenso wie für Karoline selber, daß es zwischen ihnen nach Savignys Vermählung zu einem dauernden Freundschaftsbündnis kam. In ihrer Liebe zu Friedrich Creuzer aber verschwendete sie die zum ersten Male alle Schranken durchbrechende Ueberfülle ihres Herzens an einen Menschen, der ihr in seiner Weise fongenial war; einen trockenen, unbedeutenden Pedanten, der zwar die Neigung des Mädchens an und für sich erwiderte, sich aber zurückzog, als ihm die bürgerlichen Schwierigkeiten, die sich ihrer Vereinigung in den Weg stellten, allzu unbequem wurden. Die Liebe zu ihm hat der Dichterin Günderrode den Antrieb zu ihrem Buch „Melete" gegeben, dessen Kern, die Eusebiobriefe, ihr Verhältnis zu Creuzer erkennen lassen; sie hat zugleich den Menschen Karoline von Günderrode zerstört.

Aber wir dürfen uns mit Fug und Recht fragen, ob dieses sonderbar begabte Mädchen nicht schon seiner ganzen Veranlagung nach eine Todgeweihte war? Manche ihrer Charakterzüge, ihre ständig auftretende Todessehnsucht, ihre unsinnliche, asketische Lebenshaltung lassen ebenso wie viele ihrer Aussprüche Freunden gegenüber die Vermutung zu, daß auch bei anderem Anlaß die Katastrophe eingetreten wäre. Denn die Günderrode war eine kompromißlose Idealistin reinsten Wassers, was fast immer eine Art Lebensunfähigkeit bedeutet, während zugleich die Erscheinung einer derartigen Persönlichkeit über ihre Zeit hinaus das helle und reine Licht eines edlen, verfeinerten Menschentumes erstrahlen läßt. Maria Nils.

Milly Steger, die Bildhauerin.

Unter den Bildhauerinnen Deutschlands treten Renée Sintenis und Milly Steger besonders hervor. Ein Besuch bei letzterer Künstlerin in ihrem Berliner Atelier bietet wertvolle Einblicke in ihr Schaffen. Groß und von kräftiger Statur, im Arbeitsgewand, so tritt sie uns entgegen. Man sieht es ihr an, daß sie den Hammer, den Meißel zu führen vermag, daß sie auch hierdurch wie zur Bildhauerin geboren ist.

Ihre große zeichnerische Begabung ließ sie in früher Jugend sich der Malerei zuwenden, aber, als sie zum ersten Male in der Kunstgewerbeschule in Elberfeld den Ton in die Hand bekam, da wird sie von einem neuen Trieb erfaßt, und sie sagte sich: Du wirst Bildhauerin! Als Tochter eines höheren Beamten am Niederrhein hatte sie starke Kämpfe zu bestehen, ehe sie die Erlaubnis des Vaters zum Besuch der Bildhauerschule in Düsseldorf erhielt. Der damalige Leiter, Professor Carl Janssen, nahm starkes Interesse an dem begabten jungen Mädchen; die reife Künstlerin gedenkt seiner noch heut in großer Dankbarkeit. Sie kam dann nach Berlin zu Georg Kolbe; bezeichnend, daß sie zu ihm ging. Studienaufenthalte in Florenz und Paris vervollständigen ihre Ausbildung. Und nun trat sie in die große Oeffentlichkeit und wirkte wie eine Sensation mit ihrer ersten Arbeit „Mädchentorso", die sie 1910 in der Berliner Sezession ausstellte. Die Einfachheit und Klarheit der Formen wirkten gerade in der damaligen Zeit verblüffend. Diesem Erstlingswerk gilt noch heut ihre besondere Liebe; es steht in ihrem Wohnzimmer, und sie gibt es nicht fort, denn es brachte ihr den ersten großen Erfolg. Carl Ernst Osthaus, der Gründer und Besitzer des Folgwangmuseums in Hagen (heut in Essen), berief die junge Künstlerin in die dortige Künstlerkolonie. Nun begann das Schaffen in großem Stil. Die ersten öffentlichen Aufträge, die sie erhielt, betrafen vier überlebensgroße Figuren für das Stadttheater, deren Statik und große Einfachheit hohe Anerkennung in kunstverständigen Kreisen, im dortigen Bürgertum aber zuerst Verblüffung und dann Abwehr erregten. Protestversammlungen wurden gegen die öffentliche Aufstellung des Bildwerkes veranstaltet, Geldsammlungen, um andere Figuren an Stelle dieser unbekleideten Gestalten zu setzen usw.

Den Veranstaltern dieser Kundgebungen war kein Erfolg beschieden, um so mehr aber der jungen Künstlerin, die, man kann sagen, mit einem Schlage in ganz Deutschland bekannt wurde. Von Hagen verlegte sie ihren Wohnsitz nach dem Tode von Osthaus nach Berlin und schuf hier in schneller Folge ihre reizvollen Kunstwerke. Die Frage des Materials spielt bei ihr, wie bei jedem berufenen Plastiker eine bedeutende Rolle. Sie sagt: Man kann nicht ein Werk beginnen, ohne sich klar darüber zu sein, aus welchem Material es endlich entstehen soll. Denn jedes hat seine besondere Bedeutung und Bestimmung und soll die ganze Vorarbeit beherrschen. Der Stein gibt die Ruhe wieder, er eignet sich besonders für eine geschlossene Komposition, Bronze ist bewegter, Holz ähnelt dem Stein. Die größte Freude ist es der Künstlerin jedoch, die Gestalten ihrer Fantasie aus dem Stein, besonders aus dem Marmor, selbst herauszuschlagen. Echte Schöpferkraft beseelt sie dabei, denn das letzte der Gestalt erwächst ihr aus dem Stein, sie muß die Vorarbeit des Steinmetzen verschmähen, und sie hat die Kraft dazu. Zart und kraftvoll zugleich sind alle Arbeiten der Künstlerin. Ihr neuestes in der Berliner Sezession ausgestelltes Werk „Jugend" gibt die aneinander gelehnten Gestalten eines Jünglings und eines Mädchens. Ergreifend, wie ein tief-seelischer Zug plastisch Gestalt erhält: nicht einander zugewendet sind die Gestalten, sondern Rücken an Rücken gelehnt, und nur die Andeutung des fallenden Gewandes bei dem Mädchen und sein sich wendender Blick von tiefer Innerlichkeit zeigen die innere Verbundenheit der beiden an.

An Auszeichnungen verschiedenster Art hat es Milly Steger nicht gefehlt; so ist sie Mitglied der Berliner Sezession, des Deutschen Künstlerbundes, des Vereins Berliner Bildhauer, Ehrenvorsitzende des Künstlerinnenvereins wie der Kunstgruppe des Berliner Lyzeum-Klubs und anderer mehr.

Milly Stegers Künstlerlaufbahn kann als eine selten glückliche bezeichnet werden. In früher Jugend zu Anerkennung gelangt, steht sie jetzt in voller Gestaltungskraft auf der Höhe ihres künstlerischen Seins. Sie hat bereits viel gegeben, wir können noch viel mehr von ihr erwarten. R. D.

Weltausstellung etwas Ungeheures und Ungemütliches. Nur eines haben Sie gelten lassen: Ich würde vielleicht das Glück haben, etwas von alter flämischer Kunst zu sehen.

Dieses Glück ist mir reichlicher als Sie ahnen zuteil geworden. Belgien ist anders als Sie und ich es uns gedacht haben: sauber und gemütlich, so daß ich vor dem Besuch der Ausstellung gleich weiter nach Norden gefahren bin, zum Genter Altar, nach Brügge und zu den Rubensbildern nach Antwerpen. Erfüllt von der alten Kunst und Schönheit dieser Städte wies mich dann in der Weltausstellung ein bemaltes Standbild von dan der Weyden in die Hallen „Art ancien", wo aus aller Welt Bilder, Skulpturen, Gobelins und Spitzen zusammengetragen sind.

Das Genießen dieser Kunst braucht keine Vorkenntnisse, sie ist keine nur wenigen Auserwählten verständliche künstlerische Geheimschrift: Ob innig und fein, ob groß und kraftvoll, immer kann sie von jedem verstanden werden, spricht zu jedem, der ihr naheritt. Wie ich erst nicht begriffen habe, daß ich das verklärte Lächeln Marias am Genter Altar nicht weiter nach Belieben werde sehen können, ist mir der Abschied von der Weltausstellung, vor allem dieser Kunstwerke willen, schwer gefallen. Säle um Säle, Wände um Wände gelten allein der Abteilung „Fünf Jahrhunderte künstlerischen Schaffens in Brüssel". Die bedeutendsten Bilder aller drei Breughel können kennengelernt und miteinander verglichen werden; man macht sozusagen Atelierbesuch bei Rembrandt und lernt außer den größten belgischen und niederländischen auch die berühmtesten französischen Malschulen und Maler kennen: Poussin, Watteau, Boucher, Fragonard, Ingres, Corot und andere, die Engländer Gainsborough, Reynolds, Rommery, Constable, Turner usw. Hundertfünf Tapisserien, von den schönsten der Welt, sind aus Spanien, den U.S.A., Italien, Oesterreich, Frankreich und anderswo geliehen worden. Sie wirken als Bilder so mächtig, daß wir Frauen sie dann auch noch befühlen, noch als Textilien erleben möchten, ähnlich wie die Spitzen, deren Feinheit wir am liebsten mit der Hand auskosten würden.

Durch die „Grand'Halles" getrennt, steht der alten Kunst die neue gegenüber, wirklich gegenüber. Sie ist eine Sache für sich. Der Laienbesucher empfindet sie nicht als etwas aus dem Alten Herausgewachsenes, vielmehr als etwas Fremdes. Im den Sälen vieler Länder geistern Kubismus, Primitivismus, und derlei Absonderlichkeiten, und manches, besonders in der Malerei, ist von so brutaler Gewalt, daß dem Beschauer die alte Kunst als die neue und die jetzige als bloße Vorstufe dazu erscheint, gleichsam aus der Zeit des Urmenschen, der im Sehen, Denken, Empfinden und Gestalten noch ungeübt war. Es gibt auch bei den Modernen Beglückendes, Ansprechendes, gewiß, gerade die Schweizer, hauptsächlich durch Berner vertreten, verdienen wohlwollende Beachtung. Die neue Kunst als Ganzes aber erinnert an das Brutale, Rückschrittliche und Rohe, das heute in den Ländern der Gewaltherrschaft auf vielen Gebieten zur Tagesordnung erhoben wird.

Für alle Fälle, ob man sich erfreut oder in Ablehnung ereifert, spenden ganz in der Nähe dieser Hallen große Springbrunnen Abkühlung. Sie leiten auch wieder über zum Ausstellungsrummel, aus dem man sich in die hier nur andeutungsweise beschriebene andersartige Welt zurückziehen kann.

Sie, verehrte Freundin, würden im Getümmel der Nationen wohl in erster Linie die Schweizersahne suchen und nachprüfen, ob unser Pavillon wirklich so schlecht oder so gut sei, wie er in unserer Presse beschrieben wird. Andere fühlen sich zuerst von den Exoten angezogen, vom imposanten Turm des Belgisch Kongo, dem Rothäutendorf, der Orientalischen Basarstadt und ähnlichem. Beide Arten des Beginnens können enttäuschen. Die Farbigen füllen einen großen Teil ihrer Räume mit internationalem Kleinkitsch (Made in Japan und Germany), den sie marktschreierisch zum Verkauf anbieten, und wir Schweizer haben uns tatsächlich nicht so angestrengt, wie wir es hätten tun können. Vielleicht wendet man sich am besten vorerst den großen Länderausstellungen zu, wie Großbritannien, Frankreich, Italien, Dänemark oder Belgien, oder man bummelt kreuz und quer durch die Ausstellungsstadt, ißt auf indische Art zu Mittag, im Schweizerrestaurant ein anheimelndes Zbieri, trinkt den Kaffee bei den Türken, fährt mit dem Ausstellungszug rundum und mit dem alten „Char à bancs" über das holprige Pflaster von „alt Brüssel", reitet Kamel und rastet, wenn man Glück hat, im offiziellen Empfangspavillon der Ausstellung. Von diesen hohen kühlen Räumen aus betrachtet, ist die Ausstellung die Wunderstadt, die wir erwartet haben. Die roten Glassäulen des Brunnenpavillons funkeln wie Rubine, die Grünflächen der Gärten leuchten smaragden, fließende Wasser in Halle und Park spenden Frische und Schönheit herrscht rundum. Davon wollen Herz und Auge ein wenig erfüllt und geblendet sein, dann ertragen sie das Unbedeutende und nicht Ausstellungsmäßige, das ebenfalls vorhanden ist, besser. Zum letztern gehören leider auch gewisse Praktiken unserer eigenen verehrten Nation. So ist es z. B. einem Frauenverstand rein unfaßbar, daß unser Käseexport- und Milchschwemmeland an der Weltausstellung den Ruf der „teuren Schweiz" durch einen recht hohen Preis für Milch unterstützen muß. Wir verkaufen das Glas für 3 belgische Franken, während Holland für die gleiche Menge und wohl auch die gleiche Milch 1 Franken verlangt. Die schweizerischen „Käseleute" sollten deshalb nicht verfehlen, das hübsche holländische Bauernhaus der Ausstellung zu besuchen, auch um zu sehen, mit welch freudiger Dankbarkeit hier die Hausfrauen aller Sprachen ein Büchlein über die Verwendung des holländischen Käse in der Küche entgegennehmen.

Liebe Freundin, Sie wissen: Blut ist dicker als Wasser — d. h. in diesem Falle: das Wohlergehen unseres Landes liegt uns allen am Herzen — und werden mir den raschen Uebergang vom Erhabenen zum Alltäglichen, vom Weltenweiten zu den eigenen Sorgen und Unzulänglichkeiten verzeihen. Ich bitte Sie darum und grüße Sie:

Ihre ergebene F. A.

Im Spiegel des Alltags

Aus dem Tagewerk einer **Coiffeuse** wird uns erzählt:

Bei uns fängt der Tag immer mit putzen an, denn jeden Morgen müssen Spiegel, Toiletten, Kämme, Bürsten etc. gewaschen werden, die Wäsche für den Tag wird vorgelegt, alles muß zum Empfang der Kundinnen bereit sein und von spiegelnder Sauberkeit, denn dies ist das erste Gebot in einem Damenfrisiersalon, Sauberkeit, Sauberkeit und nochmals Sauberkeit, so hab ichs gelernt. Nun warten wir auf die Kunden, bald füllen sich die verschiedenen Kabinen, und ein leises Summen und Surren tönt durch den Raum, das Arbeitslied der Coiffeuse, welches sie tagsüber am liebsten hört, das Lied der Wasch- und Trockenapparate und des Dauerwellenapparats.

Während ich nun einer Kundin Wasserwellen lege, und sie dann mit Zeitschriften versehen, die Trockenhaube übergestülpt, für eine halbe Stunde allein lasse, bediene ich inzwischen eine andere Kundin. Diese wünscht Gesichtsmassage, und überläßt sich ohne mit der Wimper zu zucken, den behenden Fingern, die kneten und klopfen und massieren. Dann kann ich auch diese Kundin, wenn ihr Antlitz eingefettet und bandagiert ist, eine Weile sich selbst überlassen und meine andere Dame mit den Wasserwellen fertig bedienen. So reiht sich ein Service an den andern und er bietet Abwechslung genug, denn der Beruf der Damencoiffeuse umfaßt heute nicht nur waschen und ondulieren des Haares, sondern überhaupt die äußere Pflege der Frau, die gerade in unserer Zeit nicht kleine Ansprüche erfordert.

Zu unserm Kundenkreis gehören viele Geschäftsfrauen und Mädchen, die in Stellungen tätig sind, darunter Lehrerinnen, Telephonistinnen, Bureauangestellte und andere und obwohl in einer Mittelstadt die Frauen für ihre Schönheitspflege im allgemeinen weniger ausgeben als in der Großstadt — dies für Parfümerie und Kosmetik — so ist unser Tag gleich dem der Kollegin der Großstadt mit der Haarpflege, Färben und Dauerwellen, Massage und Manicure vom Morgen bis Abend ausgefüllt.

Ich liebe meinen Beruf, und freue mich, wenn unter meinen Händen die Haare luftig und weich sich in schöne Wellen und neckische Löckchen legen, und meistens haben wir die Genugtuung, daß unsere Kundinnen sich froh und dankbar verabschieden, denn schon so oft bemerkten wir, daß eine noch so verstimmte Kundin sich im Verlaufe der Behandlung beruhigte, daß somit in der Stunde Ruhe, die das Haarwaschen zum mindesten erfordert, neben dem Aeußern sich auch der innere Mensch beeinflussen läßt.

Selbstverständlich ist auch die Art des Haares mitbestimmend zu der Pflege, die es verlangt. Im Laufe der Jahre habe ich mir eine solche Kenntnis anerworben, daß ich nur eine Strähne befühlen muß, um die Beschaffenheit des Haares feststellen zu können. Es gibt dankbare und undankbare Haare und man hat oft seine liebe Mühe mit dem einen, es nur irgendwie präsentierbar zu machen, während anderes sich spielend behandeln läßt, daß es eine Freude ist. Auch Charakterschlüsse habe ich gelernt aus der Art des menschlichen Haares zu ziehen, doch würden solche psychologische Betrachtungen hier zu weit führen. Zum Schlusse sei noch gesagt, daß der Beruf der Damencoiffeuse einer tüchtigen Kraft immer eine gute Existenz bietet und Gelegenheit sich selbständig zu machen. J.

Süßmost ein Volksgetränk.

Wir Frauen haben zweierlei Grund, für die vermehrte Verwendung von Süßmost einzustehen. Einmal ist er als erfrischendes und gesundes Getränk beliebt im Haushalt, dann aber — und dies ist der zwingendere Grund — gilt es, durch Verbreitung des Süßmostes als Getränk auf dem Familientisch und im Gastgewerbe die Schäden des Alkoholismus bekämpfen zu helfen.

Es ist zu erwarten, daß im kommenden Herbst weit unverhohlener als bisher eine geschickte und starke Propaganda für den Wein einsetzen wird. Der Beitritt der Schweiz zum Internationalen Weinamt erfolgte vor kurzer Zeit, im Herbst gewärtigen wir die Abhaltung der Internationalen Weinkonferenz in Lausanne; ihr voraus und ihr im Gefolge wird starke Propaganda für Weinkonsum gemacht, ja man scheut sich nicht, zu propagieren, daß der Wein zur Förderung der Gesundheit nötig sei.

Wir haben hier nur festzustellen:

1. wo viel Wein konsumiert wird, hat der Süßmost wenig Platz;
2. wenn viel Süßmost getrunken wird, ist es möglich, unser einheimisches Obst gesundheitsfördernd zu verwenden;
3. wenn mangels Absatz von Süßmost die Obsternte in sehr geringem Maße zur Herstellung von Süßmost verwendet werden kann, so wird ein großer Teil von nicht abzusetzendem Obst zur Herstellung von alkoholhaltigen Getränken verwendet. —

Helfen wir also mit, als Süßmostkonsumenten unseren Obstertrag heilsam zu verwenden. Wenn wir auf Ausflügen, in Ferien, am Wirtstisch Süßmost verlangen, so wird der Gastwirt diesen anschaffen. Unverlangte Artikel wird er nicht lange führen.

Viele Wirte haben den Vertrieb von Süßmost schon eingeführt. Mitteilungen der Eidgenössischen Preiskontrolle ist zu entnehmen, daß von 19,500 Gaststätten, die auf eine Umfrage dieses Amtes antworteten

5400 Betriebe

Süßmost führten. In den Hotels ist der Süßmost etwas stärker vertreten, da hier mehr als ein Drittel der Betriebe (36,6 Prozent) Süßmost führen. Bei schätzungsweiser Berücksichtigung der durch die Erhebungen nicht erfaßten Wirtschaften und Hotels, sowie der alkoholfreien Wirtschaften (in ganzen 750) dürften im Jahre 1933/34 ca. 7200 oder 28 Prozent aller Gastgewerbebetriebe Süßmost ausgeschenkt haben. Auch bei Berücksichtigung der seitdem erfolgten weiteren Ausdehnung kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß heute noch immer zwei Drittel aller Gaststätten in der Schweiz keinen Süßmost führen.

Von den einzelnen Landesteilen hat der Süßmostausschank die größte Verbreitung in der Ost- und Zentralschweiz und im Kanton Bern gefunden, während er in der Westschweiz und im Tessin ganz unbedeutend ist.

Am häufigsten wird der Süßmost von den Hotels zweiten Ranges geführt, nämlich von 42 Prozent aller dieser Betriebe. Bei den Hotels ersten Ranges sind es 25 Prozent und bei denen dritten Ranges 35 Prozent.

Von den durch die Erhebung erfaßten Betrieben schenken mehr als die Hälfte aller süßmosthaltenden Gastgewerbebetriebe, nämlich 3025 oder 56 Prozent den Süßmost nur in Flaschen aus, während 1800 oder ein Drittel der Betriebe nur offenen Süßmost führen. Offen und zugleich in Flaschen halten ihn nur 550 Gaststätten, also rund 10 Prozent.

Im allgemeinen ist der Anteil des Ausschanks in Flaschen in den besseren Hotels am größten, während einfachere Wirtschaften und insbesondere die Weinstuben und Speiserestaurants den offenen Ausschank vorziehen. Die 3 Deziliter-Flasche ist von den verschiedenen Ausschankmaßen weitaus am meisten verbreitet.

Es ist zu beachten, daß bei den Erhebungen die Umsätze in den einzelnen Betrieben nicht berücksichtigt wurden. Gegenwärtig werden vom schweizerischen Obstverband Erhebungen durchgeführt über den Verbrauch von Süßmost im Gastgewerbe, beim Ladenverkauf, im Eigenkonsum der Produzenten oder bei anderer Verwertung.

Wie sehr auch von Aerzten der Süßmost als Stärkungsmittel geschätzt wird, zeigt ein Ausspruch des weitbekannten, um die Heilung der Knochentuberkulose besonders verdienten Prof. Dr. Rollier in Leysin:

„Der unvergorene Most löscht den Durst, nährt und stärkt. Er enthält alle belebenden und erquickenden Stoffe (Naturzucker, Eiweiß, Mineralsalze), die im Obste die wunderbare Einheit sonnengeschaffener Kräfte bilden, welche durch die Vergärung zerstört wird. Der unvergorene Obstsaft ist nicht nur ein Getränk für die Gesunden und Starken, sondern auch für alle, die es werden wollen: Geschwächte, Kranke, so z. B. Tuberkulöse, finden darin in vielen Fällen das ihnen nötige natürliche Stärkungsmittel. Unvergorener Obstsaft ist reine Sonnenkraft."

Für die Hausfrau.

Wer macht mit?

Der Verband Bernischer Landfrauenvereine beabsichtigt eine Sammlung von erprobten Koch- und Konservierungsrezepten einheimischer Beeren und Früchte jeder Art herauszugeben. Er ladet die Frauen zu Stadt und Land ein, sich an der Sammlung rege zu beteiligen.

Es handelt sich um Rezepte für:
1. Frischgebrauch (roh und gekocht).
2. Konfitüren.
3. Konserdierung.
4. Dörrverfahren.

Die Rezepte sollen selbsterprobte sein. Sie sollen leicht verständlich verfaßt und so bekanntgegeben werden, daß jedermann eine richtige Zusammenstellung der Quantitäten in der Hand hat.

Für die Beurteilung sind maßgebend:
1. Richtige Zusammensetzung.
2. Wirtschaftlichkeit.
3. Gute Haltbarkeit.
4. Einfache Herstellungsmethode.

Die Rezepte werden nach Abschluß der Sammlung durch eine Kommission geprüft und, wenn notwendig, erprobt, um nachher in Form einer Broschüre den Hausfrauen zugänglich gemacht werden zu können.

Zu diesem Zwecke behält sich der Verband Bernischer Landfrauenvereine das Recht der Publikation der Rezepte und weitere Verwertung, eventl. unter Quellenangabe, vor.

Die Rezepte sind deutlich, auf einseitig beschriebenem Papier, dem Sekretariat des Verbandes Bernischer Landfrauenvereine, Bern, Laupenstraße 7, einzureichen. Die Adresse der Absenderin soll vollständig und gut leserlich ausgeführt werden. Letzter Einsendetermin 31. Januar 1936.

Die Resultate der Sammlung werden baldmöglichst nach Ablauf des Sammeltermins bekannt gegeben, frühestens jedoch im Spätherbst 1936.

Im Interesse unserer einheimischen Produktenverwertung bittet der Verband alle Hausfrauen, sich an dieser Sammlung recht zahlreich zu beteiligen, und dankt schon im Voraus bestens für die Mitarbeit.

Kleine Rundschau

Zu Karen Jeppes Tod.

In unserer letzten Nummer wurde des Weges und des Lebenswerkes der jüngst verstorbenen großen Menschenfreundin Karin Jeppe gedacht. Wir fügen noch bei, daß, wie dänische Pressemeldungen ansagen, Vorsorge getroffen wird, damit die von Karen Jeppe mit großem organisatorischem Geschick errichteten Siedelungen für Armenier erhalten und fortgeführt werden.

Die armenische Kirche hat die lutherische Christin in ihrem neuerbauten Gotteshaus in Aleppo beigesetzt.

Wozu die Geburtenprämien?

Allein an Staatsangestellte wurden in Italien seit Einführung solcher „Prämierungen" 1020 Hochzeitsprämien im Werte von 2,7 Millionen und 1939 Geburtenprämien für 2,3 Millionen Lire eingeführt. —

Schade, daß wir nicht als Gegenüberstellung die Zahlen der Todesfälle nennen können, welche in den gegen Abessinien nach Afrika verladenen italienischen Truppen vorkommen. Es sollen Tausende junger Soldaten dort schon infolge von Krankheiten gestorben sein.

Keine Frauenarbeit mehr in den indischen Bergwerken.

Nach längeren Vorarbeiten haben die Gesellschaften der Minenbesitzer und der Kohlenbergwerksbesitzer nun mit großer Mehrheit beschlossen, es solle die Regierung Indiens ein Gesetz ausarbeiten, das Frauenarbeit unter der Erde ab 1. Januar 1935 verbiete. (B. J. T.)

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Verlangen Sie das Frauenblatt am Bahnhofkiosk!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Konditorei und dem alkoholfreien Gasthaus!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Hotelhalle des Badekurortes!

FRAUENSCHULE KLOSTERS

Haushaltungskurs

Dauer 2 Monate, September - Oktober.
Durchgreifende, neuzeitliche Einführung.
Prospekte. P 9066 Ch

Bei **Erkältungskrankheiten**

leichten Affektionen der Atmungsorgane sind »Silphoscaline«-Tabletten bewährt. Lebhafte Schutzzellenbildung im Blute, erhöhte Widerstandskraft des Körpers gegen Infektion, schleimlösend, appetitsteigernd, hustenmildernd, schlafverbessernd. Aerzte empfehlen darum »Silphoscaline«. Es ist wirksam und unschädlich. 80 Tabletten Fr. 4.—, in allen Apotheken, wo nicht, dann (c2526

Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)

Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift.

P 43 K

Walliser Aprikosen

Brutto	5 kg	10 kg	20 kg
z. sterilis.	Fr. 6.—	11.—	21.—
Mittlere	Fr. 5.—	9.—	17.—
f. Konfitüre	Fr. 4.50	8.—	15.—

franko. **Dondainaz, Charrat.**

Flechten

jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kleiner Topf Fr. 3.–, gr. Topf Fr. 5.–. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus.** OF13010Z

Bücherfreunden empfiehlt sich
Wilh. Aug. Müller Buchhandl. u. Antiquar.
Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel.
P5625 Q

Druck-Arbeiten

liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur AG.
vormals G. Binkert A.-G.
Technikumstraße 83

P307Q

DP 136 c